

*Greiter, Susanne: Flucht und Vertreibung im Familiengedächtnis. Geschichte und Narrativ.*

Herbert Utz Verlag, München 2014, zugleich Diss. München, Univ., 2013, 426 S., ISBN 978-3-8316-4292-2.

Vorweg gesagt: Das Buch lässt die Rezensentin ratlos zurück. Die Idee der hier zu besprechenden Studie, mit der Susanne Greiter 2013 an der Ludwig-Maximilians-Universität München promoviert wurde, war es, anhand der Analyse narrativer Interviews mit Angehörigen jeweils dreier Generationen einer Familie Erkenntnisse über „Flucht und Vertreibung im Familiengedächtnis“ zu gewinnen. Vor allem „die Gestaltung der Verknüpfung von Lebensgeschichte, Familiengeschichte und Gesellschaftsgeschichte der Nachgeborenen gehört zu den mit Spannung erwarteten Untersuchungsergebnissen“ (S. 88).

Zunächst war geplant, zehn heute im Raum Ingolstadt lebende Familien über drei Generationen zu befragen. Diese regionale Beschränkung leuchtet nicht ein, wären doch die geografische und die soziale Herkunft der Erzählenden für die Themen Krieg, Kriegsende, Flucht und Vertreibung bei weitem aussagekräftiger als der Wohn- und Lebensort nach 1945. Obwohl die Fixierung auf den Raum Ingolstadt dann auch die Zusammenstellung eines Samples in der geplanten Form unmöglich machte, wurde sie nicht aufgegeben. Befragt wurden schließlich 39 Personen aus 18 Familien. Nur in einem Fall standen drei Generationen einer Familie für ein Interview zur Verfügung. Es wurden 14 Interviews mit je zwei Generationen einer Familie geführt. Anders als ursprünglich geplant, befanden sich darunter nur drei

Geschwisterinterviews. Mit der Begründung, auch „Leerstellen“ (zu denen auch solche in der Generationenabfolge zählten) würden Interpretationsoptionen bieten, wurden drei Einzelinterviews in die Studie aufgenommen. Bei den befragten Mitgliedern der „Erlebnisgeneration“ handelte es sich vor allem um in den 1930er (acht) und frühen 1940er Jahren (vier) geborene Personen. Die Befragten der zweiten Generation wurden mehrheitlich in den 1960er Jahren geboren.

So unglücklich die Zusammenstellung des Samples erscheint – sie ist wohl der Pragmatik der kurzen Wege wegen gewählt worden, ohne das jedoch klar zu kommunizieren –, so unklar ist die Definition von zentralen Begriffen. Das bereits im Untertitel vorkommende „Narrativ“ etwa wird ziemlich willkürlich verwendet. Die Abgrenzung zu „Narration“ wird nicht klar. Teilweise erscheint „Narrativ“ als Synonym für „Erzählung“ oder „Erinnerungserzählung“, teilweise in seiner weiterreichenden Bedeutung als kulturgeschichtlicher Terminus, der den zielgerichteten Aspekt einer Narration mit einschließt. Wenn, wie Susanne Greiter bemerkt, in der Arbeit ein „erinnerungskritischer Ansatz“ verfolgt wird, wenn also nicht in erster Linie nach dem „Was“, sondern nach dem „Wie“ und „Warum“ gefragt werden sollte (S. 73), wäre diese zuletzt genannte Bedeutung die erwartete. Ähnlich beliebig scheint der Gebrauch der Begriffe „Paradigma“ und „Erinnerungsort“.

Gegliedert ist die Arbeit in elf Kapitel. Nach einer Einleitung widmen sich zwei Kapitel (II und III) den zugrundeliegenden Konzepten und der Methode und vier (IV-VII) der Interpretation der lebensgeschichtlichen Erzählungen („Das Ich und die Geschichte“, „Loyalität und Generation“, „Perspektivwechsel: Die anderen Opfer“, „Migration – Integration“). Nach einem letzten Beispiel und einem kurzen Schlusskapitel beschließen ein Biografischer Anhang (X) und ein Literatur- und Quellenverzeichnis (XI) den Band.

Das Einstiegskapitel, von dem man eine Hinführung zum Thema erwartete, verirrt mehr, als es Grundlinien der späteren Arbeit verdeutlicht. Unter dem Titel „Herausforderungen eines Interviews: Fremde Erinnerungen und die Faszination des Bösen“ wird das Gespräch mit einer in Trautenau (Trutnov) im Riesengebirge geborenen, 1945 aus dem niederösterreichischen Bad Aussee ausgewiesenen Befragten analysiert. Ohne die nötige historische Einbettung – über den Reichsgau Oberdonau und die dortige Situation bei Kriegsende erfährt man nichts – verfehlt die Analyse dieses „wahrscheinlich ungewöhnlichsten Interviews“ (S. 3) des Samples ihren Zweck als Einstiegsbeispiel, zumal in den besprochenen Textpassagen mit keinem Wort über „Flucht und Vertreibung“ gesprochen wird.

Zwei Probleme, die sich durch die ganze Arbeit ziehen, werden hier bereits deutlich. Zum einen hat es den Anschein, als würden – allen theoretischen Vorbemerkungen zum Trotz – die erzählten Lebensgeschichten bisweilen nicht als erzählte „Wahrheit“ (aus Sicht der Befragten) angenommen. Denn obwohl Susanne Greiter sehr wohl über „Identitätskonstruktionen“ nachdenkt, wird die (positiv hervorzuhebende, häufig sehr genaue und sensible) Analyse der Texte zum Teil so vermittelt, als sei es Ziel der Autorin, „Deckerzählungen“ (S. 21) zu entlarven und Taktiken aufzudecken, die Gesprächspartner also gewissermaßen der „Lüge“ zu überführen. Zum anderen: Die Autorin bringt sich zu sehr persönlich in die Gespräche ein, nicht nur, wenn sie etwa während eines Interviews die Geschichte ihres eigenen vertriebe-

nen Großvaters beisteuert (S. 295-296) und zusammen mit der Interviewten „die Idee der Interpretation des Verhaltens“ von deren Eltern „produziert“ (S. 295).

Konstruktionen wie „Deutsche aus dem Osten“ (S. 262, 345) oder „Ostdeutsche“ (S. 77), „die ‚Neuen‘ aus dem Osten“ (S. 349), „böhmische Neubürger“ (S. 349) als Umschreibungen des freilich auch zu diskutierenden Begriffes „Heimatvertriebene“ und Verallgemeinerungen wie das Reden vom „abgrenzenden, konservativen Diskurs[es] der organisierten Vertriebenen“ (S. 273) verwundern und ärgern. Sachliche Fehler (die Tschechoslowakei wurde nicht 1919 (S. 203), sondern 1918 gegründet, es gibt kein „jüdisches Taufbecken“ (S. 275) etc.), Rechtschreibfehler, verschachtelte Sätze und schiefe Metaphern machen das Fehlen eines gründlichen, kritischen Lektorats deutlich. Warum tschechisch häufig in der Form *čechisch* und entsprechend *Tscheche* in der Form *Čeche* geschrieben wird, ist nicht nachvollziehbar.

Am lesenswertesten sind Susanne Greiters Bemerkungen zur innerfamilialen Tradierung. Darauf hätte sie sich – nicht zuletzt des Themas ihrer Arbeit wegen – konzentrieren sollen. Was etwa über Loyalitätsbindungen und deren eventuelle Brüche gesagt wird, ist interessant und innovativ.

Wenn die Autorin allerdings in ihrem Schlusskapitel feststellt, man könne im Sinne des qualitativen Paradigmas, dem die Arbeit folge, „keine verallgemeinerbare [sic] Schlussfolgerungen noch das Fazit einer ‚großen These‘“ vorlegen (S. 357), widerspricht das Vielem des vorher Gesagten und ist deshalb unverständlich.